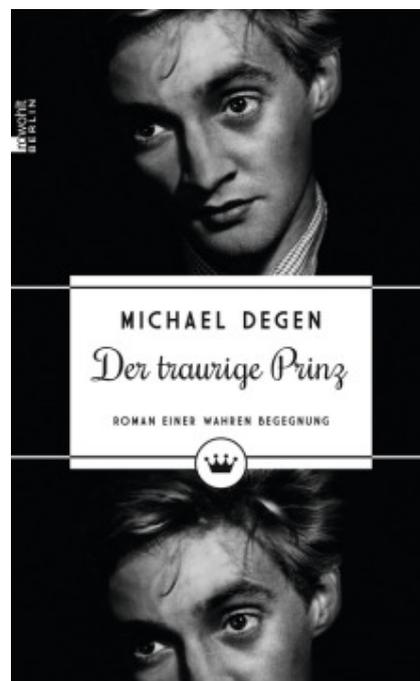


Leseprobe aus:

Michael Degen

Der traurige Prinz



MICHAEL DEGEN

Der traurige Prinz



Roman einer
wahren Begegnung

Rowohlt · Berlin

1. Auflage März 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Satz aus der Berling, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 87134 768 9

Auch diesmal – für Suse

Während eines Gastspiels in Vaduz fand ich eines Abends einen Zettel auf dem Garderobentisch. Darauf die Mitteilung, man erwarte mich nach der Aufführung in der Kassenhalle des Theaters. Keine Unterschrift. Ich beachtete den Zettel nicht weiter, wurde dann beim Abschminken aber doch neugierig. Also ging ich durch den leeren Saal ins Foyer und lugte durch eine halboffene Tür in den schon abgedunkelten Kassenraum. Ebenfalls gähnende Leere.

In einer dunklen Ecke nahe beim Ausgang jedoch entdeckte ich eine männliche Gestalt. Mir den Rücken zugewandt, reagierte sie nicht auf mein Räuspern und sah durch die Türfenster auf die Straße hinaus. Bewegungslos.

Nach einer ganzen Weile, in der ich ebenso stillschweigend dastand, wandte sich der Mann in einer raschen Bewegung zu mir um, mit einem solchen Schwung, dass er beinahe seine forciert aufrechte Haltung eingebüßt hätte. Er ging noch einen Schritt auf mich zu und starrte mich nun seinerseits an. Kein Wort fiel. Weder von ihm noch von mir. Keiner von uns beiden machte auch nur die geringsten Anstalten, sich dem anderen zu nähern. Woher

kenne ich diese Augen?, fragte ich mich. Im Halbdunkel kamen sie mir unnatürlich hell vor. Es waren Augen von so zwingendem Ausdruck, dass ich mich ihnen nicht entziehen konnte.

«Wie sind Sie nur auf die Idee gekommen, den Jean so widerwärtig, so brutal und bösartig darzustellen?», sagte er plötzlich, und mit einem Schlag wusste ich, wen ich vor mir hatte. Diese unverwechselbare, männlich und immer noch jugendlich klingende Stimme, mit diesem leicht wienerischen Tonfall darin. Jeder einschlägige Theatergänger hätte ihn daran sofort erkannt. Ja, das konnte nur er sein. Er, den ich als mein Vorbild bezeichnet hätte – wäre ich unbescheidener gewesen.

«Das war wohl mehr der Einfall meines Spielleiters», entschuldigte ich mich leise. Wir hatten «Fräulein Julie» von August Strindberg gegeben.

«Kein Spielleiter ist es wert, dass man sich ihm so rückhaltlos in die Hand gibt. Nicht einmal Ingmar Bergman.»

Dann lud er mich in sein Haus ein. «Darf ich Sie auf einen kleinen Drink nach Triesen bitten, hinauf in meine Teixlburg? Es ist nicht sehr weit von hier. Mein Wagen steht gleich vor dem Theater im Parkverbot. Und keine Furcht, ich werde Sie nicht allzu spät ins Hotel zurückbringen. Wenn Sie erlauben?»

Ich nahm die Einladung an. Es war eine einmalige Gelegenheit, und der Abend ist mir unvergesslich geblieben.

«Übrigens, sprechen Sie mich bitte nicht mit meinem Künstlernamen an», bat er mich auf der Fahrt nach oben.

«Ich heiße Bschiemayer. Oskar Josef Bschiemayer.»
Als ich ihn etwas verwirrt ansah, die Frage nach dem Warum im Gesicht, zuckte er leicht die Achseln und erklärte ein bisschen zögernd, dass das wohl mit der Sehnsucht nach seiner verkorksten Kindheit zu tun habe, die ihm trotzdem bis zum heutigen Tage als eine Art Paradies vorkommen würde.

Er nahm in rasantem Tempo, sportlich, wie man sagt, engste Serpentin. Nach der Ankunft an seinem Haus führte er mich in einen großräumigen Salon, dort bot er mir einen von zwei bequemen Ohrensesseln an, nahe an einem großen Panoramafenster. Von hier aus hatte man tagsüber sicher einen wundervollen Ausblick auf die Berge und ins Tal. Dann ging er zu einem Teewagen, auf dem jede Menge Flaschen standen.

«Und für Sie?», fragte er, während er sich einen Fernet-Branca eingoss, den er sofort gierig in einem Zug hinunterstrzte.

«Wenn Sie einen Weißwein für mich hätten?»

«Grüner Veltliner?»

«Meine Lieblingsmarke.»

«Das sagt man nicht. Nicht beim Wein», berichtete er mich, während er sich einen weiteren Fernet-Branca einschenkte.

Dann griff er nach einem wertvollen Kristallglas und einer Flasche ohne Etikett.

«Ein Geschenk des Hauses Bründlmayer. Mein Lieblingswein. Ich hoffe, Sie wissen ihn zu schtzen.»

Er nahm mir gegenüber im zweiten Ohrensessel Platz,

trank auch den zweiten Fernet-Branca, ohne das Glas abzusetzen, und sah mich an.

«Bei Tag müssen Sie hier eine herrliche Aussicht haben», sagte ich und zeigte auf das Panoramafenster, das sich über die Stirnseite des Salons zog. Dann wies ich auf das Bücherregal in seinem Rücken, das die ganze Breitseite des Raums einnahm. Neben der Unmenge von Büchern, die teils zerlesen wirkten, teils kostbare Einbände hatten, war ein ziemlich großes Fach noch halb frei, in dem, ordentlich geschichtet, lose gebundene Manuskriptstapel lagen, in denen ich Drehbücher zu erkennen glaubte.

«Sind das all Ihre abgedrehten Filme?», fragte ich in die eingetretene Stille hinein. Er schenkte sich ein und lächelte amüsiert.

«Der Adlerblick des Komödianten. Meine Filme?» Sein Lächeln wurde wehmütig. «Das sind die Angebote der letzten fünf oder sechs Jahre. Ich habe keines von ihnen gelesen.»

Ich begriff erst gar nicht, was er da sagte. Dass ein Mann, dessen Talent, dessen Charisma so einzigartig, so überragend war, dass selbst Hollywood vor ihm in die Knie ging, seine Berufung so konsequent aufgegeben haben sollte, wollte mir nicht in den Sinn.

«Aber es heißt doch, Sie hätten schon als Teenager nichts anderes als die Schauspielerei im Kopf gehabt.»

Er lachte, schüttelte den Kopf und bediente sich erneut beim Fernet-Branca.

«Nein, eigentlich wollte ich Musiker werden. Die Violine hätte mir sehr gelegen. Oder das Dirigieren. Wo

aber sollte das Geld für so ein Studium herkommen? Die Mutter lehnte meinen Wunsch sofort ab und meinte, ich solle mir etwas anderes, weniger Verrücktes suchen. Wahrscheinlich glaubte sie auch nicht, dass es mir mit so einem Beruf wirklich ernst war. Ich weiß ja selbst nicht, wie ich auf den Gedanken kam. Von einem Toscanini oder Furtwängler ahnte ich damals noch nichts, ich war auch noch nie in einem Konzert gewesen.

Nur ins Theater bin ich schon gegangen. Meine geliebte Großi, meine Großmutter, hat mich ein paarmal auf die Stehplätze im letzten Rang mitgenommen. Sie schimpfte immer auf diesen «Rang unterm Dach», weil die Schauspieler von dort aus so winzig wirkten. «Wie Käfer im Gras, vom Kirchturm aus gesehen», hat sie immer gesagt. Meine Großi liebte ich im Grunde mehr als meine Mutter und meinen Vater zusammen. Bei den Sonntagsausflügen in die Wachau spielte ich der Mutter und der Großi dann einiges von dem vor, das ich gesehen hatte. Und die Großi staunte. «Das habe ich alles gar nicht sehen können von da oben», versicherte sie meiner Mutter. «Der Bub hat ja Habichtsaugen.»

«Das ist bisher aber auch das einzige Talent, das mir an ihm aufgefallen ist», erwiderte meine Mutter kalt.

Die Frauen warfen sich daraufhin ein paar Grobheiten an den Kopf, wobei die Großi mich vehement in Schutz nahm: «Über den Oskar wirst du noch staunen», sagte sie immer wieder, «der hat es in sich. Das spür ich.»

Er schwieg einen Moment und hing seinen Erinnerungen nach.

«Sie hat es leider nicht mehr erleben können, meine Großi. Ich hätte sie so gern im Zuschauerraum gewusst, während ich meine großen Rollen an der Burg spielte. Ins Kino ging sie ja nicht. «Das ist Aftertheater», sagte sie jedes Mal, wenn ich vorgeschlagen hab, mir mit ihr einen Film anzusehen.

An der Theaterei aber bekam ich mit der Zeit immer mehr Spaß, und ermutigt wurde ich auch. Sogar von meiner Mutter. «Oskars Straßentheater» nannte es die Großi, wenn ich den Passanten auf der Gasse etwas vorspielte. Sie war oft dabei und schlug die Hände vors Gesicht, damit man ihren vom Lachen verzerrten Mund nicht sah.

Meine erfolgreichste Darbietung war der hilflose blinde Bub, zu dem mir ständig neue Variationen einfielen. Ich konnte fabelhaft stolpern und sogar hinfallen. Sechs Jahre alt, klein, stockdünn, so kreierte ich meinen blinden Oskar – und bis zum heutigen Tag bin ich mir nicht sicher, ob ich es nicht dabei hätte belassen sollen. Das Theaterspielen wird doch ewig ein Beruf für Unerwachsene bleiben. Damals aber faszinierte mich die unmittelbare Nähe der Zuseher, ihre spontanen Reaktionen auf mich. Das hob mich von allen anderen ab. Es kam mir wie Zauberei vor, was ich da tat, und diese Direktheit war viel aufregender als das Spielen über die arrogante Distanz hinweg, mit der wir Komödianten auf dem Theater von den Zuschauern getrennt sind. Denken Sie: Allein in der Burg beträgt der Abstand zwischen Rampe und erster Sitzreihe mindestens zwei Meter. Zum Anfassen taugt das nicht gerade. In der Gasse jedoch, in der ich tag-

täglich auf meine Mutter zu warten hatte, bis sie von der Arbeit heimkam, da fiel mir nichts anderes ein, was mir und meiner Großi im Rücken so viel Spaß brachte und die Zeit so rasch vergehen ließ. Das Mutterl gab ja nie den Wohnungsschlüssel aus der Hand. Weder mir noch der Großi.

Zum Beispiel spielte ich den Schüchternen, Blinden, der sich vor fremden Stimmen fürchtet und sich tastend an Hauswänden entlangdrückt. Von den Leuten gefragt, wo ich denn zu Hause sei, presste ich die Augen fest zu, schüttelte den Kopf, riss die Augen dann auf und schaute in die falsche Richtung. Einmal kam mir ein älteres Paar entgegen, das mich entgeistert und mit tiefem Mitleid betrachtete. Großi ging als scheinbar uninteressierte Passantin vorbei und flüsterte mir zu, dass ich die beiden in Ruhe lassen sollte. Aber dann fragten die mich, ob ich Hunger hätte. Ich schüttelte den Kopf. Dann berieten sie sich und beschlossen, mich nach Hause zu bringen, da ich ja offensichtlich blind sei und die Orientierung verloren habe.

Jetzt konnte ich nicht mehr zurück, auch wenn die Großi mich aus der Entfernung mit gespielten Drohgebärden und lautlosem Gelächter zu stoppen versuchte. Ich wandte mich von dem Paar ab und blickte kurz zu ihr hinüber. Da musste ich auch lachen, konnte es aber mit einem Weinkrampf kaschieren. Ich war selbst verwundert über die Tränen, die sofort aus meinen Augen rollten. Woran ich in dem Augenblick gedacht habe? Ich erinnere mich nicht mehr. Es wird wohl etwas Trauriges

gewesen sein. Und wie ist das bei Ihnen? Können Sie aus dem Stand in Tränen ausbrechen?» Er sah mich forschend an.

Ich hielt seinem Blick stand: «Wenn es die Situation erfordert, sicherlich.»

Er nickte, als habe er keine andere Antwort erwartet, und nahm einen Schluck. «Diese Technik habe ich später auch auf die Bühne übernommen. Damals sah ich nur, dass die Großi nun wirklich erschreckt war und auf mich zulief. Ich hörte, wie das alte Paar sie beruhigte, dass sie schon mit mir zurechtkämen. Ich drehte mich wieder zur Hauswand, lachte und weinte in mich hinein und flüsterte etwas von ›Zuhause‹ und ›Strozzigasse‹.

Ich tat, als ob ich in großer Aufregung wäre, tastete die Hauswand ab, und die alten Leute nahmen mich bei den Händen, führten mich behutsam über die Josefstädter Straße zur Strozzigasse hinüber und fragten mich nach der Hausnummer. Als ich glaubte, weit genug von der Großi entfernt zu sein, griff ich wieder an eine Wand. Nach ein paar Metern blieb ich stehen, rief ›Hier, hier ist es!‹ und fasste an den Knauf einer Haustür. ›Hier muss ich warten, bis die Mama von der Arbeit kommt. Sie ist nämlich eine Hutmacherin und hat viel zu tun.‹

Die alte Dame strich mir kurz über die Haare, ergriff dann die Hand ihres Mannes und zog ihn fort. Offenbar ging ihr mein gespielter kleines Schicksal zu nahe, denn sie hatte Tränen in den Augen. Beide nahmen gar nicht wahr, dass ich die Augen offen hatte und sie direkt ansah.

Das erzählte ich danach der Großi, die ich auf der

Straße wiedertraf, und sie sagte voller Staunen: «Du hast sie hypnotisiert. In dir steckt etwas ganz Furchtbares.» Dann nahm sie mich in den Arm, und wir gingen nebeneinanderher.

«Weißt du eigentlich, warum wir hier in die Josefstadt gekommen sind?», fragte ich.

«Du wolltest dir die Bilder in den Schaukästen vom Theater ansehen», erwiderte sie.»

Er hielt inne. Nach einer langen Pause, in der er gedankenverloren durch die spiegelnde Scheibe ins dunkle Draußen schaute, sagte er: «Eigentlich hat mir das Theater auf der Straße den meisten Spaß gemacht. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, war alles, was ich danach tat, nur geiles Geltungsbedürfnis und Geldmacherei. Niemals mehr hat mir etwas so viel Vergnügen bereitet wie das Spiel damals auf den Wiener Gassen.»

Er füllte sein Glas aufs Neue und schenkte, ohne mich zu fragen, auch mir nach. «Ich war ein Straßenkind und kam früh mit dem Alkohol in Berührung. Mein Elternhaus war so gut wie nicht vorhanden. In den zwanziger Jahren, als ich geboren wurde, 1922, um genau zu sein –» Er unterbrach sich und fixierte mich. «Welcher Jahrgang sind Sie eigentlich?», fragte er, sprach aber sofort weiter, ohne meine Antwort abzuwarten: «1922, das war ein Jahr vor Hitlers Putschversuch in München. Adolfs Schatten legte sich schon über uns alle. Sowohl in Deutschland als auch in Österreich. Na, bei so vielen dunklen Vorzeichen musste es bei mir doch schiefgehen. Dabei hatte ich

mich so darauf gefreut, das vielgepriesene Licht der Welt zu erblicken, ich glaubte wohl, ein Paradies vorzufinden.»

Er setzte das Glas an die Lippen, trank, fing zu lachen an und verschluckte sich. Dann lächelte er traurig und trank den Rest.

Wie viele Gläser hat er sich seit unserer Ankunft eigentlich schon einverleibt?, fragte ich mich.

«Paradies», murmelte er. «Was da auf den ersten Blick so verführerisch aussieht, ist doch mehr oder weniger zum Speiben! Alles, was ich wollte, war mein Spaß und Vergnügen darüber, die Leute zum Lachen zu bringen. Oder auch zum Weinen. Und, hatten sie Spaß?

Na klar hatten sie den. Und was für einen. Mit fünfzehn Jahren kam ich einmal an der Albertina vorbei und sah, wie davor alte Frauen mit Zahnbürsten das Trottoir putzen mussten. Viele Leute standen um sie herum und brüllten vor Lachen, immer wieder deutete einer auf eine Stelle, die nicht sauber genug war, wie er meinte. Gleich sprangen ein halbes Dutzend Nazis in kackbraunen Uniformen herbei und stießen eine der Frauen mit Fußstritten zurück an jene Stelle, die nach allgemeiner Meinung übersehen worden war. Ich drängte mich durch und schrie meine Wut und mein Entsetzen heraus. Dann riss ich einer der Damen die Zahnbürste aus der Hand und begann wie verrückt, das Straßenpflaster zu bürsten. Einer der Braunen zerrte mich am Kragen hoch, warf der alten Frau die Zahnbürste wieder zu und gab mir eine mächtige Ohrfeige. «Ein deutscher Junge hilft diesem Kropfzeug nicht», schnarrte er unaufgeregt. «Hau ab.»

Bei dieser Erinnerung hatten sich seine Augen wütend verdunkelt. Er griff erneut zur Flasche.

«O ja, und ich hatte auch meinen Spaß damals. Wissen Sie, was mich beinahe von Anfang an gereizt hat? Ich wollte König sein. Von Kindesbeinen an. Als König hätte ich so etwas wie die Nazis nicht zugelassen. Es gibt Kollegen, die das Gegenteil antreibt, natürlich: Sie wollen alles dürfen, alles machen, nach Lust und Laune. Aber bei mir fängt der Mensch dann erst an, Mensch zu sein, wenn er sich aus freiem Willen beherrscht, ohne in Unterdrückung und Tyrannei zu leben und ohne an die Knute göttlicher Rache zu denken.»

«Glauben Sie denn an Gott?», unterbrach ich ihn.

«Schauen Sie, wer glaubt denn heute noch an diesen von uns selbst erfundenen Popanz? Er ist doch ganz offensichtlich der Phantasie frühester menschenähnlicher Kreaturen entsprungen!»

«Die Juden tun das noch zum großen Teil.»

«Nun ja, die Juden! Die haben Gott ja auch nicht getötet. Die haben ihn erfunden. Den einen einzigen. Doch der ist auch längst überholt. Hat nichts mehr zu tun mit der gewaltigen, unfassbaren Geisteskraft eines Schöpfers, der Universum, Endlosigkeit und Ewigkeit geschaffen hat. Was weiß der vom Menschen? Oder achten Sie etwa auf all das Kleingetier unter unseren Füßen? Auf die Insekten, auf die Sie treten?»

Es mag schon sein, dass Jesus uns darauf aufmerksam gemacht hat. Er war ja ein Revoluzzer. Ein erfolgloser, letzten Endes. Denn um ihn, Gott, auch nur scheidchen-

weise zu erkennen, bräuchte man eine psychische und geistige Energie, die kein Mensch haben kann. Hierin lag auch Jesus' schwerwiegender Irrtum. Mit dem Dahingehen seiner physischen Existenz ging allmählich all das wieder verloren, was er gesät zu haben glaubte. Selbst seine Jünger, die Tag und Nacht um ihn gewesen waren, verloren ihn nach der Kreuzigung gewissermaßen aus den Augen. Und was war seine größte Qual, noch größer wahrscheinlich als die der Kreuzigung? Es war das Wissen, was er von der menschlichen Natur zu halten hatte. Sprachen seine Jünger denn noch von ihm, so wie er war? Nein, sie schilderten der Nachwelt einen Mann, den sie nach ihren Wünschen und Vorstellungen schufen. Ein göttliches Wesen. Ein Messias. Und schauen Sie sich die heutige Kirche an. Seine Stellvertretung auf Erden.»

Er verschluckte sich beinahe an seinem Fernet-Branca.

«Wo ist heutzutage auch nur der Hauch seiner Gegenwart zu spüren? Und wie kommt es, dass so viele Menschen dieser doch recht primitiven Kreation eines Gottes nachlaufen? Heutzutage, in unserer modernen Welt? Das kann einen schon krank machen. Finden Sie nicht?

Auch deshalb bin ich nach wie vor der Überzeugung, dass die Schauspielerei, dieser kindische und unerwachsene Beruf, der einzige war, der für mich in Frage kam. Wenn ich Lust hatte, mich in einen Halunken hineinzuversetzen, konnte ich eine solche Erfahrung machen. Oder auch das Gegenteil davon: Stellen Sie sich vor, Sie verweigern beispielsweise einem dritten Richard den Untertanengehorsam. Das hätte in der Realität die sofortige

Hinrichtung bedeutet, Ihren Kopf hätten Sie verloren. Für den Schauspieler dagegen bleibt alles nur Bühnenhandlung. Vielleicht würden Sie mit Ungehorsam die Kollegen zur Verzweiflung treiben, und in extremen Fällen könnte es zu Pfiffen und Protesten aus dem Publikum kommen. Peinlich wär's, mehr aber auch nicht. Das Schlimmste, das einem Komödianten geschehen könnte, wäre die fristlose Entlassung. Doch die Erfahrung, sich der Macht zu widersetzen, die hätte man erlebt. Oder, wenn man eben den Richard selber spielt, die Erfahrung, Macht auszuüben. Und wo kann man das sonst? Es sei denn, natürlich, man entschließt sich, ein skrupelloser Politiker zu werden. Aber wer will schon sein Leben mit dem Hitlers oder Stalins tauschen? Sie etwa?»

«Aber Macht hatten die Kerle, und zwar mehr als jeder andere vor ihnen. Das können Sie nicht leugnen.»

«Ja, freilich. Und durch wen? Durch die Hirnlosigkeit des Volkes und den hemmungslosen Einsatz von Gewalt. Ein König dagegen bekam die Macht von Gott, oder von sonst wem, der hinter dieser Bezeichnung steckt.»

«Glauben Sie denn an einen Gott?», fragte ich noch einmal und bemühte mich, es so beiläufig wie möglich klingen zu lassen.

«Sie sollten lieber fragen, wer überhaupt noch glaubt. Vorgeben tun es viele. Aber ernsthaft, wer sollte an diese Gebilde, das der Phantasie unserer Vorfahren entsprungen ist, wahrhaft noch glauben? Für die einen ist es die dreigeteilte Gottheit, für die anderen ein strenger Vater, dessen Namen man nur an den höchsten Feier-

tagen in den Mund nehmen darf. Vom griechischen und römischen Göttergewimmel wollen wir gar nicht erst reden. Und die paradiesischen Versprechungen des Islam kann man ja nicht ernst nehmen. All das hat doch nichts zu tun mit der Allmacht eines Schöpfers – für den sind doch nicht einmal Begriffe wie Endlosigkeit oder Ewigkeit existent. Mich interessiert deshalb nur die eine Frage: Wie konnten so ungeheure Menschenmassen diesen primitiven Götzen bis zum heutigen Tag nachlaufen? Bei unserem kulturellen Entwicklungsstand! Oder sollte man das Adjektiv ‹kulturell› besser weglassen? Was meinen Sie?»

Ich wollte ihm nicht widersprechen. Konnte ich es überhaupt? Er stand auf und trat dicht vor das große Fenster.

«Nein, nein», sagte er nach einer Weile. «Ich bin nach wie vor der Überzeugung, dass mein Beruf für mich der einzig stimmige gewesen ist, dass er mir eine wohltuende Unabhängigkeit, wenigstens für ein paar Stunden am Tag oder besser am Abend, beschert hat.»

«Und deshalb Ihre königlichen Lieblingsrollen?»

«Ja. Ich konnte mich dabei stets mit dem Schild der Gottgewähltheit schützen, mich insgeheim über die Masse der Schafe lustig machen, sie streicheln oder sie abschlachten lassen, wenn mir danach war, und gleichzeitig den Leuten im Parkett den ‹Spiegel vorhalten›, wie es der größte aller theatralischen Meister einmal so genial formuliert hat. Andererseits schäme ich mich dieser lebenslänglichen Beschäftigung. Denn Theater ist ja doch

eher ein Spielchen für halbe Kinder, für die ewig Heranwachsenden. Finden Sie nicht? Wenn ich nach meinem Beruf gefragt wurde, hatte ich immer Hemmungen, das Wort Schauspieler auszusprechen. Auch heute noch.»

Er drehte sich zu mir herum und kam langsam auf mich zu. «Wie geht es Ihnen damit?»

Seltsam, dachte ich bei mir – ich habe ähnliche Hemmungen. Nur sind meine Gründe völlig andere. Ich schäme mich keineswegs. Im Gegenteil: Ich betrachte es als Angeberei, mich so zu titulieren.

Er wartete meine Antwort aber nicht ab: «Haben Sie eigentlich schon einmal eine der großen Rollen von Shakespeare gespielt? Sollte Ihnen das noch nicht gelungen sein, ist Ihnen der wahre theatralische Ritterschlag noch nicht zuteilgeworden.»

Er schwieg eine Weile. Es machte den Eindruck, als habe er nun gänzlich den Faden verloren. In die immer länger werdende Stille hinein fragte ich: «Wo finde ich denn hier die Toilette?» Ohne aufzusehen, erklärte er mir in knappen Worten den Weg zu jenem Ort, den wir beide in dieser Nacht noch häufig würden aufsuchen müssen.

Als ich zurückkam, griff er gerade wieder zur Fernet-Branca-Flasche und nahm seinen Monolog auf, als hätte es keine Unterbrechung gegeben.

«Wie beginnt man denn sein Leben, wenn man mit dem Namen Oskar Josef Bschleißmayer auf die Welt kommt? Wenn ich heute darüber nachdenke, wäre ich am liebsten gleich wieder in den Mutterleib zurückgekrochen. Was

für eine Karriere hätte man mit einem solchen Namen schon machen können, wenn man, einmal angenommen, kein Komödiant hätte werden wollen?»

Er fing hemmungslos zu lachen an.

«Politiker vielleicht? Bundeskanzler Bschließmayer? Wer hätte den denn ernst nehmen können? Nein, ich hatte gar keine andere Wahl. Zum Handwerker oder Geschäftsmann fehlt mir doch jegliches Talent. In der Schule war ich mittelmäßig bis schlecht. Zum Akademiker bin ich weiß Gott nicht geschaffen. Wissen Sie, was der Werner Krauß – Gott habe ihn trotzdem selig, auch wenn er ein dummer Nazimitläufer war – einmal sagte, als man ihn fragte, weshalb er Schauspieler geworden sei?

Er sagte: «Um nicht ich zu sein.» Nicht schlecht, oder? Das trifft es genau. Auch für mich. Sie haben ja all diese Schwierigkeiten nicht gekannt, so jung, wie Sie sind. Ist Degen eigentlich Ihr echter Name?»

Ich wollte ihm eigentlich nicht antworten. So wenig, wie ich ihm sagen wollte, dass ich in etlichen Shakespearestücken aufgetreten war. Auch als Hamlet, den ich schon viele Male gespielt hatte.

«Degen ja», sagte ich widerstrebend. «Aber der Vorname stimmt nicht ganz. Ich heiße eigentlich Max-Michael Degen. Michael ist mein zweiter Vorname.»

Er nickte langsam. «Den Josef habe ich ja auch weggelassen. Sie haben eher einen Namen hinzugenommen, wenn ich Sie richtig verstanden habe.»

Diesmal blieb ich ihm die Antwort schuldig. Es störte ihn nicht.

«Ich wäre bei Max geblieben», sagte er leichthin. «Mit nicht ganz sechzehn Jahren meldete ich mich zum Vorsprechen im Burgtheater an. Größenwahnsinnig, nicht wahr? Und was glauben Sie? Es klappte. Der damalige Direktor der Burg, Sie werden ihn sicher nicht mehr kennen, Müthel hat er geheißt, schleppte mich auf die Probebühne. Wahrscheinlich hatte er gerade nichts Wichtigeres zu tun. Ein damaliger Regisseur am Haus, Herbert Waniek hieß er, begleitete uns. Ich dachte, ich müsse den Othello, den Romeo und Hamlet in einem spielen.

Müthel sagte aufmunternd: «Fang an, mein Junge.» Mein damaliges Lieblingsstück war der «Prinz von Homburg». Ich hatte es x-mal gelesen, aber ich hab nie bedacht, dass ich die Rolle auch hätte auswendig lernen müssen. Ich wählte die am besten geeignete Szene, in der der Prinz die Kurfürstin um sein Leben anfleht, und ich hoffte, dass ich sie wenigstens einigermaßen im Kopf hatte. Ich schrie, jammerte, wälzte mich auf dem Boden, schlug um mich, heulte und blieb zum Schluss liegen, völlig erschöpft. Keiner der beiden unterbrach mich.

«Wie?», hörte ich plötzlich die Stimme Müthels über mir. «Ist das alles, was Sie zu bieten haben? Sie haben ja nur markiert. Mehr haben Sie nicht drauf? Man kann Sie ja kaum verstehen. Und dieses ständige moderne Unterreiben.» Dann änderte sich sein Ton. «Stehen Sie auf, Sie sind engagiert. Aber eines müssen Sie sich gleich abgewöhnen. Den Kleist brauchen Sie nicht dauernd zu verbessern. Der konnte nämlich dichten.» Beide brachen in übermütiges Lachen aus und umarmten mich. Waniek,

mein späterer Lieblingsregisseur, sagte mir danach, dass ich den beiden sofort großen Eindruck gemacht hätte. In dem Moment jedoch glaubte ich, nicht recht gehört zu haben. Und gesiezt hatte mich der Müthel am Ende auch.

Noch so jung wurde ich also zum Burgschauspieler. Selbstverständlich brauchte ich dazu die schriftliche Einwilligung meiner Mutter. Sie heulte auf, und als sie ihren leichten Nervenzusammenbruch überstanden hatte, sagte sie einer Nachbarin: «Der Bub ist verrückt, jetzt hat er durchdraht. Jetzt ham's ihn g'schafft. Er glaubt tatsächlich, er wird im Burgtheater auftreten.»»

«Und, hat sie unterschrieben?», fragte ich amüsiert.

«Darum brauchte ich sie nicht lange zu bitten. Noch lieber wäre mir gewesen, sagte ich zu ihr, auf dem Vertrag hätte «k.u.k. Hofschauspieler» gestanden. Hätte sich noch besser gemacht, oder?»

Ein paar Wochen später, fast gleichzeitig mit der Rücksendung meines fertigen Vertrags, erhielt ich den Einberufungsbefehl zum Arbeitsdienst. Es hieß, ich hätte mich umgehend bei der zuständigen Dienststelle zu melden. Die Kleidung dafür wurde mir auch gleich zugestellt, mit derselben Post. Sie kam verwaschen und nicht ganz fleckenlos, aber mit preußischer Pünktlichkeit. Ich hatte es sofort anzuziehen, dieses schmutzig weiße Mistzeug.

Meine Mutter meinte zu mir: Seine Majestät, der k.u.k. Hofschauspieler, müsse sich doch spielend in einen Muschkoten verwandeln können. Schon von dieser ersten Uniform bekam ich Pickel, ja einen regelrechten Hautausschlag. Für mich war das eine Sträflingskleidung.

Die wurde nur noch von der späteren Wehrmachtsuniform übertroffen.

Widerwillig trat ich als Arbeitsdienstler an. Bleichhäutig und semmelblond, wie ich damals war, hoffte ich, etwas freundlicher behandelt zu werden, da ich ja einem richtigen, sozusagen «reinrassigen» Germanen, wie Hitlers Adolf ihn sich vorstellte, sehr nahekam. Zur Sicherheit spielte ich auch noch den Trottel, der alles falsch machte, und dachte, dass ich diesem Verein auf die Weise baldmöglichst den Rücken kehren könnte. Doch das war ein Irrtum. Man bestrafte mich für meine Ungeschicklichkeiten. Ich wurde für die Aborte eingeteilt, musste dort die Scheiße wegputzen. Die haben mich richtig sondergeschliffen.

Eine Zeitlang dachte ich ernsthaft darüber nach, wie ich mich ohne größere Qualen umbringen könnte. Aber dann, gerade im richtigen Augenblick, kam die Freistellung für das Burgtheater. Ach, noch ein Grund, dass ich es nicht bedaure, mein Leben als Mime verbracht zu haben.» Er spuckte das Wort förmlich aus und legte anschließend eine lange Pause ein. «So nennt man uns doch immer in den Blättern, die den Dreck bedeuten.»

Er schenkte sich, zum wievielten Male eigentlich?, sein Glas voll und stieß dabei das meine fast vom Tisch.

«Prost», meinte er. «Auf einen guten und ruhigen Tod im eigenen Bett», ergänzte er dann und stieß mit den Zähnen an den Glasrand. Das ergab ein seltsam metallisches Geräusch, es ließ mich an Prothesen oder anderen Zahnersatz denken.